

Hilke Fischer

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Kamerun

vom 31. Oktober bis 12. Dezember 2015

Kamerun: Vielfalt als Chance

Von Hilke Fischer

Kamerun, vom 31. Oktober bis 12. Dezember 2015



Inhalt

1. Zur Person	90
2. Das Land: Kamerun	90
3. Die Recherche: Vielfalt als Chance	93
4. Zu Gast bei Seiner Majestät: Gelebte Tradition	93
5. Archivar aus Leidenschaft: Der Musik-Sammler	95
6. Zusammenleben möglich machen: Pidgin verbindet	100
7. Menschen mündig machen: Das Kom-Projekt	102
5. Neue Medikamente entdecken: Wissenschaft trifft auf Tradition	105
9. Vielfalt bewahren: Ein Baum mit Potenzial	107
10. Identität zwischen Geschichte und Realpolitik	115

1. Zur Person

Geboren und aufgewachsen in Hamburg. Studium der Afrikanistik, Politikwissenschaft und Ethnologie in Hamburg und Paris. Anschließend trimediales Volontariat bei der Deutschen Welle. Jetzt freie Journalistin und Medientrainerin. Ich berichte über Afrika-, Wirtschafts- und Umweltthemen, am liebsten in Kombination und hauptsächlich für die DW.

Studium und Job haben mich schon oft nach Afrika reisen lassen. In Kamerun – einem Land, das mich seit meinem Studium fasziniert – bin ich bislang aber weder privat noch dienstlich gewesen. An dieser Stelle deshalb auch mein großer Dank an die Heinz-Kühn-Stiftung, die mir diesen intensiven Aufenthalt im Land ermöglicht hat!

2. Das Land: Kamerun

Es ist bereits dunkel, als die Maschine zum Landeanflug auf Yaoundé ansetzt. Rund zwei Drittel des Air-France-Flugzeugs ist für Fluggäste der First- und Business-Class vorgesehen. Nach Kamerun fliegt kaum jemand privat, ist mein erster Eindruck. Dabei hätte das Land Touristen jede Menge zu bieten: Kamerun gilt als „Afrika in Miniatur“ - kein Land des Kontinents bietet eine solche Vielfalt auf so engem Raum. Tropischer Regenwald im Süden, Steppe im Norden, dazwischen eine Savannenlandschaft. Im Westen, direkt am Ufer des Atlantiks, thront der Kamerunberg, mit mehr als 4.000 Metern Höhe der höchste Berg Westafrikas. Kein afrikanisches Land, mit Ausnahme von Madagaskar, beherbergt so viele verschiedene Tier- und Pflanzenarten wie Kamerun. Und auch die kulturelle Vielfalt ist einzigartig: Rund 250 ethnische Gruppen leben in dem Land, jede von ihnen spricht ihre eigene Sprache.

Trotz dieser Vielfalt scheint der Ausbau des Tourismus-Sektors für die Kameruner Regierung keine Priorität zu sein: Das Land setzt auf den Export von Rohmaterialien wie Öl und Kakao. Kamerun hat zudem den höchsten Holzeinschlag Afrikas, ein Großteil des Holzes wird illegal exportiert. Verbreitete Korruption und dadurch ungünstige Investitionsbedingungen führen dazu, dass zahlreiche Entwicklungspotenziale ungenutzt bleiben.

Mir kommen die Portugiesen in den Sinn, die im 15. Jahrhundert als erste Europäer die Küste des heutigen Kameruns erreichten – damals wie heute war das Land für ausländische Investoren vor allem wegen seiner Rohstoffe interessant. Die Portugiesen trafen auf das Küsten-Volk der Duala, die ihnen Elfenbein, Kolanüsse und Paprika feilboten. Auf dem Gebiet des heutigen Staates Kamerun existierten damals zahlreiche lokale Verwaltungsgebiete,

darunter einige Sultanate. Bereits die Namensgebung zeugt von den Anfängen imperialistischer Willkür: „Kamerun“ ist ein europäisches Konstrukt: Den Namen erhielt das Gebiet aufgrund der vielen Krabben im Fluss Wouri, den die Portugiesen damals „Rio de Camarões“, also Krabbenfluss, nannten.

Die frühen Europäer waren in erster Linie an Sklaven interessiert, auch wenn der Menschenhandel an der Küste Kameruns nie eine so große Bedeutung erlangte wie in anderen Teilen Westafrikas. Der Sklavenhandel endete offiziell im Jahr 1840, als die Duala einen entsprechenden Vertrag mit der britischen Regierung unterzeichneten. Der Handel mit Sklaven wurde durch den Handel mit Palmöl abgelöst – ein Ergebnis der industriellen Revolution in Teilen Europas. In diesem Zeitraum begann auch die Missionierung Kameruns.

Bald entwickelte auch Deutschland ein Interesse an Kamerun und seinen Rohstoffen. Im März 1884 ernannte der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck den Afrikaforscher Gustav Nachtigal zum kaiserlichen Kommissar für die Westküste Afrikas. Er sollte die für den Handel interessanten Gebiete unter deutsches Protektorat stellen. Am 14. Juli hisste Nachtigal in der Hafenstadt Duala die deutsche Flagge und erklärte die „Schutzherrschaft“. Nur fünf Tage zu spät traf der britische Konsul Hewett ein, der Kamerun für England in Besitz nehmen wollte. Er erhielt den Spitznamen „The too late consul“.

Von Duala aus starteten die deutschen Kolonialisten ihre Eroberungszüge in weitere Küstengebiete und das Hinterland. Sie waren geprägt von der brutalen Unterdrückung der lokalen Gesellschaften.

Mit der Niederlage im ersten Weltkrieg endete die deutsche Kolonialherrschaft. Im Zuge des Versailler Vertrags von 1919 wurde Kamerun in ein britisches und ein französisches Mandatsgebiet aufgeteilt. Die Franzosen erhielten rund 80 Prozent des Gebietes und versuchten, das Land möglichst stark an sich zu binden. Sie förderten den Anbau von Kaffee und Kakao durch Kleinbauern, wodurch sich Kamerun zu einem wichtigen Exportland für beide Produkte entwickelte. Die Briten hingegen hatten nur geringes Interesse an einer wirtschaftlichen Ausbeutung des Landes und sprachen den Bewohnern weitaus mehr Rechte und Eigenständigkeit zu als die Franzosen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden beide Völkerbundmandate durch die Nachfolgeorganisation, die Vereinten Nationen, in Treuhandmandate umgewandelt. Ziel war es, eine allmähliche Selbstverwaltung des Gebietes zu erreichen. In den folgenden Jahren bis 1957 kam es häufig zu Unruhen und zum Kampf um die Unabhängigkeit der französischen Kolonie.

Am 1. Januar 1960 erhielt das französische Kamerun nach einer Volksabstimmung und nach dem Auslaufen des UN-Mandats die Unabhängigkeit. Der Norden des britischen Mandatsgebietes stimmte bei einer Volksabstim-

mung für den Anschluss an Nigeria, der südliche Teil entschied sich für einen Anschluss an den Staat Kamerun.

Der erste Präsident des Landes, Ahmadou Ahidjo, errichtete mit französischer Hilfe eine blutige Diktatur. Trotz Unterdrückung und Einparteienherrschaft wurde Kamerun zu einem der stabilsten Länder Afrikas. 1982 trat Ahidjo aus gesundheitlichen Gründen zurück. Sein Nachfolger, Paul Biya, regiert das Land bis heute. Unter ihm öffnete sich das Land ein Stück weit, kritische Zeitungen wurden zugelassen und nachdem es Anfang der 1990er Jahre vermehrt zu Unruhen und Generalstreiks kam, gab Biya dem Druck der Straße nach und ließ die Bildung von Oppositionsparteien zu. 1992 fanden die ersten freien Wahlen statt. Biya wurde im Amt bestätigt; seine Partei, die RDPC (Demokratische Versammlung des kamerunischen Volkes), musste jedoch mit einer Oppositionspartei koalieren. Bei allen nachfolgenden Wahlen ging Biya als Sieger hervor, die Opposition wurde weiter geschwächt und witterte Wahlbetrug. Die letzten Wahlen fanden am 9. Oktober 2011 statt. Der zu dem Zeitpunkt 78-jährige Biya trat erneut an und wurde mit 77 Prozent der Stimmen wiedergewählt.

Kamerun ist bestrebt, gute Beziehungen zu den Nachbarstaaten zu unterhalten und gilt als wichtiges, stabiles Ankerland in einer Region, die sich ansonsten zu großen Teilen jeglicher staatlicher Kontrolle entzieht. Während in den Nachbarländern Nigeria, Tschad und Zentralafrikanische Republik blutige Bürgerkriege tobten und toben, blieb es in Kamerun friedlich. Inzwischen hat sich allerdings die nigerianische Terrororganisation Boko Haram im äußersten Norden des Landes eingenistet.

Ihre wirtschaftlichen Ambitionen hat die Kameruner Regierung vor einigen Jahren in ihrer „Vision 2035“ dargelegt: Bis 2035 soll das Land ein Schwellenland werden, lautet der ehrgeizige Plan. 2014 belegte das Land noch Platz 153 von 188 des Human Development Index‘ und liegt damit im unteren Fünftel des Wohlstandsindikators.

Bei vielen Kamerunern herrscht große Unzufriedenheit mit ihrer Situation vor. Präsident Biya ist bei der anglophonen Bevölkerung wenig beliebt. Sie wirft ihm vor, dass er ihren Problemen nicht genug Beachtung schenkt und fühlt sich vom politischen und staatlichen Geschehen ausgeschlossen. Auf dem Korruptionsindex von Transparency International liegt das Land auf dem 136. von 174 Plätzen. Die Menschenrechtsorganisation Amnesty International bemängelt, dass die Regierung die Aktivitäten von politischen Gegnern und Journalisten einschränke. Während seiner 32-jährigen Regierungszeit hat es Biya bislang versäumt, einen Nachfolger aufzubauen. Beobachter befürchten, dass in dem Land nach der Ära des Präsidenten ethnische Spannungen in Gewalt umschlagen könnten.

3. Die Recherche: Vielfalt als Chance

Wie funktioniert das Zusammenleben in einem Staat, in dem rund 250 verschiedene Sprachen beheimatet sind und der sich kolonialhistorisch in einen frankophon und einen anglophon geprägten Teil spaltet? Welche Chancen und Potenziale hat das Land durch die hohe kulturelle und biologische Vielfalt und wie können auch Menschen über Kamerun hinaus davon profitieren? Wie lässt sich eine nationale Identität bilden und gleichzeitig das eigene kulturelle Erbe bewahren? Welche Spannungen und Gefahren birgt die Vielfalt vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Situation und der Ungewissheit, was nach dem Tod des langjährigen Präsidenten passieren wird? Mit diesen Fragen im Gepäck hatte ich mich in den Flieger nach Yaoundé gesetzt.

Sechs Wochen, das merkte ich schnell, sind viel zu wenig, um sich ein Bild des gesamten Landes machen zu können. So habe ich es zeitlich nicht geschafft, den Norden und den Osten, die sich kulturell und landschaftlich-klimatisch sowohl voneinander als auch von den anderen Teilen des Landes enorm unterscheiden, zu bereisen.

Meine Recherche führte mich von der Hauptstadt Yaoundé nach Bamenda, der inoffiziellen Hauptstadt des anglophonen Teils Kameruns, und von dort aus in verschiedene Dörfer in der Nordwest-Region. Anschließend reiste ich weiter nach Dschang in der West-Region, ehe es für mich in den Südwesten, an den Kamerunberg ging. Die letzten Tage meiner Reise verbrachte ich zurück in Yaoundé.

Dieser Bericht ist kein Reise-Tagebuch. Er handelt sich daher nicht chronologisch an meinen Stationen entlang, sondern gliedert sich thematisch in mehrere Kapitel.

4. Zu Gast bei Seiner Majestät: Gelebte Tradition

Die Luft ist geschwängert von dem roten Staub, den hunderte tanzende Füße aufwirbeln. Die Fußrasseln aus Samenschoten an den Beinen der Tänzer klackern im Rhythmus der Trommeln. Immer wieder übertönen Schüsse aus einem Luftgewehr die Jubelschreie der Männer und Frauen. Sie haben sich in ihre schönsten Gewänder gehüllt: Aufwändig bestickte blau-weiße Stoffe, Ketten aus Muscheln und Elfenbein, ausladende Federhüte. Einige Tänzer halten große Bilder von ihren verstorbenen Familienangehörigen in die Höhe. Mit Smartphones und Videokameras filmen die jungen Männer aus dem Dorf das Spektakel.

Ich befinde mich auf einer Totenfeier der Bamileke, als einzige Weißna-

se weit und breit. Der Dorfchef von Keleng, bei dem ich untergekommen bin, hat mich dorthin mitgenommen. Jeder zehnte Kameruner ist Bamileke, der Name ist eine Sammelbezeichnung für die Bewohner von rund 90 Fürstentümern im Kameruner Westen. Die kleinen Hofstaaten, die Chefferien, bilden funktionierende Verwaltungssysteme, die parallel zu den staatlichen Strukturen existieren. Das Oberhaupt ist der Fon oder eben Chef. Größere Fürstentümer sind in „Sub-Chefferien“ unterteilt, die ihre eigenen Chefs haben. Keleng etwa ist eine Sub-Chefferie des Fürstentums Foto.

Wie ich ihn ansprechen solle, hatte ich den Chef von Keleng bei meiner Ankunft gefragt. „Seine Majestät, Chef von Keleng“, lautete die Antwort. Aber „Seine Majestät“ ginge auch, das sei kürzer. Seine Majestät hat ungefähr siebzehn Kinder und vier Ehefrauen. Zwei davon haben den Hof aber verlassen, weil sie sich mit den anderen nicht verstanden haben. Polygamie ist unter Bamileke weit verbreitet – je nach Reichtum kann ein Mann mehrere dutzend Frauen haben. Das ist traditionell begründet, nicht religiös: Seine Majestät, der Chef von Keleng, ist Katholik.

Auf dem Weg zur Totenfeier treffen Seine Majestät und ich die anderen Fons aus der Region im Palast von einem von ihnen. Es ist 11 Uhr, die Chefs schenken sich das zweite Glas Rotwein ein. Es wird sich unterhalten: Über die Stoffqualität des neuen Gewandes, über die Paris-Reise des Gastgebers, über Putins Rolle im Syrienkonflikt. Statt einer der mehr als zehn verschiedenen Bamileke-Sprachen sprechen die Chefs Französisch miteinander. Sie haben Hemden und Hosen gegen prächtige, lange Gewänder getauscht, tragen schwere Halsketten und halten verzierte Gehstöcke in den Händen. Ich komme mir schäbig vor, dabei habe ich mir für diesen Anlass bereits meine besten Kleidungsstücke angezogen.

Die Totenfeier werde mehrere Jahre, manchmal sogar Jahrzehnte nach dem Tod von einer oder mehreren Personen abgehalten, erzählt mir Seine Majestät. Es sei ein Fest der Freude, nicht der Trauer. Oft werde hierfür am Vorabend des Fests der Schädel des Verstorbenen aus dem Grab geholt. Auf dem Platz, auf dem die Familie ihren Toten mit einem gigantischen Festakt gedenkt, ist ein Gerüst aus Bambus aufgebaut, daran hängen mehrere Bananenbüschel – für jeden Toten eines. Die mehrstündige Zeremonie ist überladen mit ritueller Symbolik. Seine Majestät gibt es bald auf, sie mir zu erklären – es sei zu kompliziert, sagt er. Auf dem Höhepunkt des Fests wird eine Ziege über den staubigen Platz geführt. Ich solle genau aufpassen, sagt Seine Majestät. Bei einigen Todesfeiern würde der Ziege der Kopf abgeschnitten. Ich bin erleichtert, als es bei dieser am Ende nicht der Fall ist.

Die Bamileke sind stolz auf ihre Kultur, deswegen ist sie trotz aller Missionierung und Kolonialisierung noch so lebendig. Sie ist ein selbstverständlicher Teil ihres Lebens und assimiliert Elemente von dem, was wir unter

Modernität verstehen, völlig problemlos. Tradition und Moderne bilden keinen Widerspruch – und deshalb wirkt so ein Totenfest auch überhaupt nicht folkloristisch.

Am nächsten Tag fahre ich mit einer Tochter Seiner Majestät in die Stadt, nach Dschang. Sie zeigt mir, was sie dort für sehenswert hält: Den Markt, ein Weingeschäft, das Denkmal für einen wichtigen Fon. Wir kehren in einem „Maison du Thé“ ein, in dem es gar keinen Tee gibt, sondern das wie ein westliches Fastfood-Lokal anmuten will und Sandwiches an die Dschanger Oberschicht verkauft. Ich frage die Teenagerin, wie es ist, Prinzessin zu sein. Natürlich sei das etwas Tolles! Sie würde am liebsten selbst auch einen Fon heiraten. Ihren Mann dürfe sie sich selbst aussuchen – das sei früher anders gewesen. Natürlich sei das nicht immer einfach mit mehreren Frauen am Hof. Aber ihre Mutter und die andere Frau ihres Vaters, die noch am Hof lebt, verstünden sich hervorragend.

Später frage ich Seine Majestät, wie die Nachfolge geregelt sei. Üblicherweise können nur Männer Fon werden. Es gebe aber Ausnahmen. Welcher Sohn das Erbe antritt, entscheidet der Fon selbst und schreibt es in sein Testament. Vor dem Tod des Vaters weiß keiner der Söhne, ob er der Auserwählte ist. Vor seinem Amtsantritt verbringt der neue Fon sechs Wochen mit zwei Frauen in Abgeschiedenheit. Wenn sie zurückkommen und eine der Frauen schwanger geworden ist, wird der neue Fon offiziell in sein Amt eingeführt.

Und wie funktioniert das Mit- oder Nebeneinander mit den offiziellen Behörden, der Polizei und den Gerichten? Ich bekomme den Eindruck, dass Seine Majestät so etwas wie einen inoffiziellen Diplomatenstatus hat: Wird er mit seinem Motorrad von einem Polizisten angehalten, zeigt er ihm seinen Ausweis – und darf in der Regel unbehelligt weiterfahren. Die Chefs sind die ersten Ansprechpartner bei Streitigkeiten in ihrem Zuständigkeitsbereich. Erst wenn ihre Vermittlungsversuche scheitern, geht der Fall an ein staatliches Gericht. Nach Möglichkeit geht man Vertretern des Staates aber aus dem Weg – das gilt aber nicht nur für Bamileke-Chefs, sondern für die meisten Kameruner in den verschiedensten Teilen des Landes, wie ich auf meiner weiteren Reise merke.

5. Archivar aus Leidenschaft: Der Musik-Sammler

In Yaoundé gebe es jemanden, den ich für meine Recherche unbedingt treffen müsse, lasse ich mir sagen. Jemand, der sich mit all seiner Zeit und Überzeugung für die Bewahrung der kulturellen Vielfalt in Kamerun einsetzt. Der mit dem Ziel durch das Land reist, Tonaufnahmen von der traditi-

onellen Musik jeder einzelnen Ethnie zu machen. Ich bin neugierig geworden und fahre in den quirligen Stadtteil Essos. Hier treffe ich Eric Nelson Efa. Der 38-Jährige empfängt mich in seinem Zimmer, in dem neben einer Reihe traditioneller Kameruner Instrumente ein E-Piano, ein Mischpult und ein Computer stehen. Auf einem Tisch an der Wand stapeln sich CDs. Eric bietet mir etwas zu trinken an und beginnt zu erzählen:

Ich heiße Eric Nelson Efa und meine Leidenschaft ist die Musik. Seit meiner Kindheit liebe ich die Musik. Schon als Siebenjähriger habe ich getrommelt. Wenn in meinem Dorf Zeremonien stattfanden, habe ich sie mit meiner Trommel begleitet. Als ich älter wurde, bin ich in die Stadt gezogen und habe Jura studiert. Doch ich habe gemerkt, dass mein Glück in der Musik liegt. Nach meinem Studium habe ich mein Leben deshalb voll und ganz meiner Leidenschaft gewidmet.

In Kamerun gibt es mehr als 240 verschiedene Ethnien und jede von ihnen spielt in ihrer Musik mindestens fünf bis zehn verschiedene Rhythmen. Ich glaube nicht, dass es noch ein Land auf der Welt gibt, das so vielfältig ist! Kamerun ist reich, aber leider ist es den Kamerunern bislang nicht in den Sinn gekommen, ein System aufzubauen, um diesen kulturellen Reichtum zu bewahren. Es ist daher meine Mission, ein solches System zu erschaffen, das es der aktuellen Generation ermöglicht, Musik zu entdecken, die sie bislang nicht kannte. Es soll außerdem zukünftigen Generationen und Menschen im Ausland ermöglichen, unsere Musik kennenzulernen.

Kamerun ist in zehn Regionen unterteilt. Bislang bin ich immer in Regionen gefahren, in denen ich Leute kenne – das erleichtert die Kommunikation. In vielen Dörfern sprechen die Musiker kein Französisch. Wobei die Kommunikation unter Musikern eigentlich keine Probleme bereitet! Wir werden sehr schnell zu Freunden und scherzen miteinander, ohne die Sprache des anderen zu verstehen. Meistens reise ich mit zwei Freunden. Einer von ihnen fotografiert, der andere filmt. Ich kümmere mich um die Tonaufnahmen.

Wir reisen mit dem Bus in ein Dorf und informieren uns, wer dort noch traditionelle Musik spielt. In der Regel sind die Musiker uns gegenüber sehr aufgeschlossen. Sie freuen sich über unseren Besuch, denn davor hatte sich noch niemand von außerhalb für ihre Musik interessiert. Einer der Dorfbewohner stellt uns sein Haus zur Verfügung und wir richten darin ein kleines Tonstudio ein. In einigen Dörfern gibt es keinen Strom. Deshalb habe ich ein Mischpult, das mit Batterien funktioniert.

2013 waren wir in der Region Extrême-Nord. In einem Dorf trafen wir uns mit zwei alten Damen. Sie sangen und ich nahm ihre Lieder auf. Mitten in der Aufnahme hörten sie auf und sahen mich an. Ich war besorgt und fragte meinen Übersetzer: „Was ist das Problem?“ Er gab meine Frage wei-

ter und sie antworteten: „Nein, alles ist gut. Wir sind nur sehr bewegt von dem, was du tust. Als junge Frauen träumten wir immer davon, berühmt zu sein. Aber das war zu unserer Zeit undenkbar. Wir sangen, wir wurden alt – inzwischen haben wir die 80 überschritten – und jetzt bist du hier. Es ist das erste Mal in mehr als 80 Jahren, dass uns jemand aufnimmt.“ Das hat mich sehr berührt.

Inzwischen verbreitet die Terrororganisation Boko Haram im Extrême-Nord Angst und Schrecken. Ich hatte wirklich Glück – heute könnte ich meine Arbeit in der Region nicht mehr machen.

Ich kann gar nicht genau sagen, in wie vielen Dörfern ich bereits war. Ich mache dieses Projekt seit mehr als 15 Jahren! Am Anfang war es bloß ein Hobby. Mit einem Aufnahmegerät in meiner Tasche bin ich durch die Dörfer spaziert. Professionelle Aufnahmen mache ich seit sechs Jahren. In dieser Zeit habe ich bereits fünf von zehn Regionen bereist: Extrême-Nord, Nord, Adamawa, Zentral und Süd. Mein Traum ist es, alle zehn Regionen abzudecken.

Die Musik ist ein Teil unseres Lebens. Alle Zeremonien bei uns werden von Musik begleitet. Jede Art von Musik ist für ihren speziellen Anlass gedacht. Es gibt Musik für Hochzeiten, Musik für Beerdigungen, Musik für die Ernte-Zeit. Es ist schwer, einen Unterschied zwischen einem professionellen Musiker und einem Hobbymusiker zu machen. Ein Musiker kann gleichzeitig ein Bauer sein. Bei einer Beerdigung wird er dann dafür bezahlt, zu musizieren.

Nach einer Reise produziere ich CDs und DVDs. Auf dieser CD hier findest du zum Beispiel eine Zusammenstellung von traditioneller Musik aus dem Süden Kameruns, gesungen von alten Männern, wie du auf dem Foto siehst. Fast alle Aufnahmen auf dieser CD stammen aus meinem Heimatdorf. Das hier ist einer der letzten Alten in meinem Dorf, der noch mit der Gitarre die traditionelle Musik aus meiner Heimat spielt. Er ist mein Freund geworden! Da er selbst keine Gitarre besaß, habe ich ihm eine geschenkt. Er hat sich sehr darüber gefreut!

Im Extrême-Nord habe ich die Musik der Toupouri entdeckt. Sie spielen einen Rhythmus, der sich Dilna nennt, auf traditionellen Saiteninstrumenten und Trommeln. Ich habe sie auf einer CD herausgegeben, die „100% Toupouri Dina“ heißt. Es ist die erste CD mit Toupouri-Musik. Das gab es vorher noch nie.

Jedes Volk hat seine eigene Musik und seine eigenen Instrumente. Im Extrême-Nord spielen die Musiker zum Beispiel zweisaitige Gitarren und traditionelle Trompeten. Im Süden sind es viel mehr Trommeln. Die Musiker stellen ihre Instrumente selbst her. Dieses hier stammt von den Bamileke im Westen. Es ist aus Holz und Tierhaut gebaut, die Saiten sind aus Metall.

Es ist ein Saiteninstrument und ein Xylophon in einem. Ein Musiker hat es mir geschenkt und mir gezeigt, wie man darauf spielt. Ich kann es aber nicht sonderlich gut.

Kamerun hat eine historische Beziehung zu Deutschland. Und die hat die Musik stark beeinflusst. Mein Großvater tanzte damals einen traditionellen Tanz, den man „Bol“ nennt. Der Bol wird mit Akkordeon und Trommeln gespielt. Das Akkordeon stammt aus der Kolonialzeit, die Deutschen brachten es nach Kamerun. Einige Musiker spielen es bis heute, aber es verschwindet mehr und mehr.

Die afrikanische Tradition wird mündlich überliefert. In den Dörfern gibt es noch immer einige alte Leute, die den jungen die traditionelle Musik beibringen. Auf diese Art stirbt die Musik nicht. Das funktioniert aber nicht mehr richtig, die Zeiten ändern sich. 1950 ist nicht 1970. 1970 ist nicht 2010. Heutzutage verlassen viele junge Menschen die Dörfer, die Musik wird also nicht mehr so einfach von einem Alten an einen Jüngeren weitergegeben. Hinzu kommt, dass sich die Jugend von heute viel mehr für moderne Musik interessiert, für R'n'B und Rap. Und sie vergisst ihre eigene Kultur. In zehn, zwanzig Jahren werden wir viele der traditionellen Rhythmen nicht mehr kennen, weil die Alten sie mit ins Grab genommen haben werden.

Die Regierung hat es nicht geschafft, etwas auf die Beine zu stellen, um unsere eigene Kultur zu bewahren. Es gibt keine Museen, keine Archive für traditionelle Musik. Mein Projekt hat keine externe Finanzierung, es ist meine persönliche Initiative. Die Reisen in die Dörfer finanziere ich selbst. Wenn wir in die Stadt zurückkehren, produzieren wir CDs. Den Erlös aus dem Verkauf der CDs investieren wir in Reisen in weitere Dörfer. Wenn wir mehr Geld zur Verfügung hätten, könnten wir viel mehr produzieren. In Kamerun gibt es mehr als 240 Ethnien – bislang habe ich noch keine 50 davon abgedeckt. Es wäre großartig, wenn uns internationale Institutionen bei unserer Arbeit unterstützen könnten.

Ich fände es schön, wenn meine Recherchen in einem Museum verwahrt würden. Ich habe ein großes Archiv an traditioneller Musik – viel mehr als das, was ich bislang auf CDs pressen konnte. Ich habe all die Instrumente, die mir die Menschen in den Dörfern gegeben haben. Ich bräuchte einen Ort, wo ich all das sicher aufbewahren könnte.

Mein Label heißt „Azania Way Culture“. Das Wort „Azania“ ist ein südafrikanischer Ausdruck für die Liebe, die man für etwas empfindet – weil ich die Musik von hier so liebe, ist sie mein Azania. „azaniawayculture.com“ ist auch meine Web-Adresse. Ein Freund von mir half mir, die Webseite zu bauen. Wir haben auch eine App programmiert! Sie heißt MuzikYajal. Das ist Bulu, meine Muttersprache, und bedeutet „Musik aus der Heimat“.

Auf der Website kann man alles über das Projekt lesen und in die einzelnen Lieder Reinhören. Es gibt auch einen kostenpflichtigen Download. Ich bin zwar frankophon, aber ich habe alle Texte auf der Website auf Englisch geschrieben. Damit kann man weltweit viel mehr Menschen erreichen als mit Französisch.

Es interessieren sich immer mehr Leute für das Projekt – Kameruner wie Ausländer. Viele schreiben mir E-Mails, weil sie mehr über das Projekt erfahren wollen. Das Internet hilft mir sehr! Deswegen setze ich bei allem, was ich mache, sehr stark darauf.

Wenn ich in ein Dorf fahre, dann folgen mir meine Freunde auf Facebook. Sie können auf meiner Facebook-Seite die Fotos sehen, die ich unterwegs mache. Auf meinem Profilfoto stehe ich inmitten von grimmig dreinschauenden Männern mit nacktem Oberkörper, die Sensen in den Händen halten. Die Leute fragen dann immer: „Was wollten diese Männer da von dir?“ Und ich sage ihnen: „Nein, die wollten mir nichts tun, sie beschützen mich!“ Das Foto ist auf einer traditionellen Zeremonie im Extrême-Nord entstanden. Der Mann, bei dem wir untergekommen sind, hat uns dorthin eingeladen. Eine sehr schöne Erinnerung!

Ich veröffentliche auch immer ein- bis zweiminütige Ausschnitte der Produktionen auf Youtube. Dann können sich die Leute schon einmal in die Musik Reinhören; das hilft dabei, das Projekt bekannter zu machen. Eine meiner CDs kann man auch bei Amazon kaufen.

Die Grundlage, auf der ich all das hier mache, ist meine Leidenschaft für die Musik. Ich bin selbst Musiker; ich trommle, spiele Klavier und singe. Ich habe eine dreiköpfige Band, die Akustiks Tears heißt. In unseren Liedern verschmilzt die traditionelle mit der modernen Musik. Sie sind eine Mischung aus all dem, was ich auf meinen Reisen entdecke, ein bisschen von überall.

Ich könnte mich den ganzen Tag und die ganze Nacht lang mit nichts anderem beschäftigen als mit Trommeln, Singen, der Produktion von CDs und dem Internet. Wenn ich Zeit und Geld habe, dann reise ich. Wenn ich arbeite, verspüre ich keinerlei Druck, es macht mir viel Freude. Ich glaube, es gibt nichts, was ich besser könnte.

Nach unserem Gespräch frage ich Eric Nelson Efa, ob er mir etwas auf seinem Klavier vorspielen könne. Klar ginge das, aber zunächst wolle er mir etwas vortrommeln, denn das sei schließlich seine erste Leidenschaft. Sein Großvater sei ja ein traditioneller Tänzer gewesen, als kleiner Junge habe er ihn immer mit der Trommel begleitet. Tanzt Eric selbst auch? „Nein, überhaupt nicht! Ich liebe die traditionelle Musik, aber ich kann nicht tanzen!“ Eric lacht und spielt ein paar Takte auf seiner Trommel. Dann stellt er sie ab und setzt sich an sein E-Piano. Er schließt die Augen und stimmt ein selbst

getextetes Lied an, ein französisches Chanson, das von Herzschmerz handelt. Als Zugabe gibt es dann noch ein Lied in seiner Muttersprache Bulu, in dem Eric über seine verstorbene Mutter singt. Schließlich verabschieden wir uns und ich beende meine mentale, musikalische Reise durch das Land und tauche wieder ein in das Hubkonzert und das geschäftige Treiben der Hauptstadt.

6. Zusammenleben möglich machen: Pidgin verbindet

Ich fahre in die Nordwest-Region Kameruns. Sie war seit Ende des ersten Weltkriegs unter britischer Verwaltung und ist daher eine von zwei kameruner Regionen, die „anglophon“ sind: Hier ist nicht Französisch sondern Englisch die offizielle Verkehrssprache, sie wird in Behörden, Schulen und Universitäten verwendet. In ihrem Alltag ist den meisten Menschen im Nordwesten die Sprache jedoch fremd: In der Region werden so viele verschiedene Sprachen auf so engem Raum gesprochen wie kaum sonst irgendwo auf der Welt. Sprachwissenschaftler vermuten hier, auf dem Hochplateau an der Grenze zu Nigeria, den Ursprung der Bantu-Sprachen, die heute fast überall in Subsahara-Afrika gesprochen werden: von Kiswahili am Indischen Ozean bis Xhosa am Kap der Guten Hoffnung.

Viele Menschen im Nordwesten Kameruns sprechen nicht nur ihre Muttersprache, sondern beherrschen auch noch die Sprachen der umliegenden Dörfer. Es kann aber auch passieren, dass ein Händler die Sprache auf dem 15 Kilometer entfernten Markt bereits nicht mehr versteht. Gewissermaßen die Spitze des babylonischen Turmes bildet die regionale Hauptstadt Bamenda, wo Menschen aus der gesamten Provinz zusammentreffen. Ihre gemeinsame Sprache heißt nicht etwa Englisch. Sie heißt Pidgin.

Pidgin basiert auf dem Englischen aber Pidgin ist nicht schlechtes Englisch. Pidgin ist eine eigene Sprache. Sie entstand im 17. und 18. Jahrhundert durch den transatlantischen Sklavenhandel an der westafrikanischen Küste, war Verständigungsmittel zwischen Europäern und Afrikanern. Vermutlich brachten britische Händler und Missionare das Pidgin aus Sierra Leone nach Kamerun. Ab 1884 war Kamerun unter deutscher Kolonialherrschaft. In dieser Zeit verbreitete sich das Pidgin bis ins kamerunische Hinterland – als Medium der Verständigung war es unentbehrlich.

Nach dem ersten Weltkrieg kam der Westen Kameruns unter britische Verwaltung, der Rest des Landes unter französische. In Britisch-Kamerun konnte sich das Pidgin ungehindert neben der Amtssprache Englisch ausbreiten. Pidgin wird nicht geschrieben, aber von fast jedem zweiten kameruner gesprochen oder verstanden. Heute ist es die Muttersprache jedes

Dritten in Bamenda. Inoffiziell dominiert die Sprache nahezu alle Lebensbereiche. Shaibu Muhamadu arbeitet in einem Hotel in Bamenda. Seine Muttersprache ist Hausa, die vieler seiner Kollegen ist Kom. „Selbst in den frankophonen Teilen des Landes sprechen die Menschen viel eher Pidgin als Englisch“, erzählt er. „Ohne das Pidgin können wir hier nicht überleben!“

Offiziell hat die Sprache jedoch keinen guten Stand. In den Schulen hängen Schilder auf denen steht: „No, No, No to Pidgin English! I am sorry for myself because I cannot speak good English. Oh, what a shame!“

Wichtige Informationen, zum Beispiel zur Aids-Aufklärung, können aber nur übermittelt werden, wenn sie in der entsprechenden lokalen Sprache oder eben auf Pidgin verfasst werden. Einige private Unternehmen, zum Beispiel Telefonanbieter, haben das bereits erkannt: Um möglichst viele Leute zu erreichen, kreieren sie Pidgin-Werbesprüche für ihre Plakate. Es gibt Radio-Sender, die Nachrichten auf Pidgin ausstrahlen und die katholische Kirche hat ebenfalls längst erkannt, dass ihre Anhänger Gottes Wort besser verstehen, wenn sie es auf Pidgin zu lesen bekommen: „O my God, I believe strong all things whe Roman Catholic Church e believe, and e teach we, because na you, whe you been talk for e; You no fit make mistake, and you no fit talk lie. Amen.“

Evelyn Fogwe Chibaka ist Dozentin am Institut für Linguistik an der Universität Buea, im Südwesten Kameruns. Aufgewachsen ist sie in der Nordwestregion, promoviert hat sie in Deutschland. Sie spricht fließend ihre Muttersprache – Nkun –, die Sprache ihre Mannes – Meta‘ –, Englisch, Französisch und Deutsch. Aber wenn sie sich mit ihren Kameruner Kollegen unterhält, dann spricht auch sie Pidgin. „Es hat diese verbindende Kraft. In Pidgin können wir uns viel näher an unseren nationalen Sprachen ausdrücken, als wir es in Englisch jemals könnten.“ Englisch sei eine Fremdsprache, Pidgin nicht.

Deshalb solle Pidgin offiziell als Verkehrssprache anerkannt werden, fordert die Wissenschaftlerin. „Es gibt viele Menschen hier, die als ungebildet gelten, weil sie kein Englisch sprechen. Sie können nicht lesen und nicht schreiben, weil sie nie auf einer Schule waren, keine westliche Bildung genossen haben. Aber diese Menschen können sich fließend auf Pidgin ausdrücken.“ Im kommenden Jahr will Evelyn daher ein ehrgeiziges Projekt starten: Aus den vielen Pidgin-Variationen will sie eine Standard-Variante ausfindig machen und verschriftlichen. „Wenn Pidgin standardisiert wird, wird die Bevölkerung als Ganzes mitgenommen. Niemand bleibt zurück mit dem Stigma, ungebildet zu sein. Das ermöglicht es den Menschen, die nie auf westlichen Schulen waren, ihr eigenes Talent in der Entwicklung der Gesellschaft auszudrücken.“

Damit das Projekt erfolgreich ist, bräuchten sie und ihre Kollegen aber

den Willen und die Unterstützung der Politik: „Wir können all die Dokumente dazu liefern, wie wichtig eine Sprache sein sollte. Aber die Sprache wird keinen Platz in der Gesellschaft haben, wenn die Politiker nicht glauben, dass sie diesen Platz braucht.“

7. Menschen mündig machen: Das Kom-Projekt

Rund 50 Kilometer von Bamenda entfernt liegt das Dorf Fondong. Ich bin mit Kain Godfrey Chou hierhergekommen. Er arbeitet für SIL International, eine christliche Organisation, die weltweit Sprachforschung betreibt. Ihr Ziel ist es, bislang nicht verschriftliche Sprachen zu dokumentieren und dafür zu sorgen, dass die Menschen in ihrer eigenen Muttersprache lesen und schreiben lernen. Godfreys Muttersprache ist Kom. Rund eine Viertelmillion Menschen sprechen Kom in der Region um Fondong. Und mit Godfreys Unterstützung können mehr und mehr die Sprache inzwischen auch lesen.

Englisch ist nicht sehr weit verbreitet in den kleinen Dörfern zwischen den grünen Hügeln des Kom-Gebiets. Viele Bauern haben nie eine Schule besucht, zu Hause wird Kom gesprochen. Die Kinder stehen vor einer großen Herausforderung: Der Unterricht findet ab der ersten Klasse auf Englisch statt – eine Sprache, die sie nicht verstehen. Viele Schüler müssen deshalb Klassen wiederholen oder brechen die Schule komplett ab, weil sie dem Grundschulunterricht nicht folgen können. Die Sprachpolitik, die landesweit auf Französisch bzw. Englisch als Unterrichtsmedium setzt, verschärft daher das Gefälle zwischen Arm und Reich: Menschen ohne ausreichende Kenntnisse einer dieser Sprachen bleiben die meisten Karrierechancen und Möglichkeiten der Teilhabe am öffentlichen Leben verwehrt.

Die Lösung des Problems ist so einfach wie komplex: Kinder lernen erwiessenermaßen in ihrer Muttersprache am besten. Um das möglich zu machen, muss die jeweilige Muttersprache aber erst einmal in eine geschriebene Form gebracht, müssen die Inhalte des Lehrplans übersetzt, Unterrichtsmaterialien entwickelt und Lehrer ausgebildet werden.

Bereits 1976 führten Sprachwissenschaftler ein Kom-Alphabet ein. Neben ganz normalen lateinischen Buchstaben haben auch einige lautsprachliche Zeichen aus dem phonetischen Alphabet Eingang in die Sprache gefunden. Damit ist zwar dem fachkundigen Leser immer klar, wie die Wörter ausgesprochen werden. Es rechnete damals aber wohl niemand damit, dass die Menschen irgendwann auf Kom WhatsApp-Nachrichten schreiben wollen würden ...

Wenige Jahre später unterrichteten Lehrer das Kom-Alphabet an den ersten Grundschulen. Ab 1990 war Godfrey einer von ihnen. Er half dabei,

Unterrichtsmaterialien zu entwickeln; inzwischen koordiniert er das Projekt und bildet Lehrer für den muttersprachlichen Unterricht weiter. Heute gibt es 18 Grundschulen in dem Gebiet, in denen Kom in den ersten drei Schuljahren Unterrichtsmedium ist.

Wir schwingen uns auf Godfreys Motorrad und fahren über steile, staubige Pisten nach Ilung. Nach einer knappen Stunde kommen wir an der Grundschule des kleinen Dorfes an. In Kamerun dauert die Grundschule sechs Jahre. Wer die Abschlussklausuren besteht, kann danach an die Secondary School. In Ilung teilen sich erste und zweite Klasse einen Klassenraum – die Schule hat zu wenig Lehrer.

Die Schülerinnen und Schüler sitzen auf einfachen Holzbänken und sprechen im Chor nach, was der Lehrer ihnen an der kreideverschmierten Tafel erklärt. Bei den Erstklässlern stehen heute die Monate auf dem Lehrplan: Njoŋ ibiyn, Njoŋ Ngvèysi, Njoŋ Antim, ... Wenn der Lehrer eine Frage stellt, dann schnellen dutzende kleine Finger in die Luft und die Schulkinder rufen „Sir! Sir! Sir!“.

Ngongbi Hycentha Nambony unterrichtet die dritte Klasse. Bevor sie nach Ilung kam, unterrichtete sie an einer Grundschule, die nicht Teil des Muttersprachen-Projekts war. „Dort haben wir auf Englisch unterrichtet. Die Kinder waren ängstlich und schüchtern und trauten sich nicht, Fragen im Unterricht zu beantworten“, erinnert sie sich. „Aber hier, wo ich auf Kom unterrichte, beteiligen sich die Schüler. Sie verstehen die Fragen und kennen die Antworten.“ Hinzu käme, dass die Schüler viel besser lesen lernten: „Sie haben einen unglaublichen Lesehunger. Wann immer sie ein Stück Papier in die Hand bekommen, lesen sie, was darauf steht. Selbst wenn es auf Englisch ist und sie die Bedeutung noch nicht verstehen.“ In anderen Schulen bereite das den Kindern teilweise in der fünften Klasse noch Schwierigkeiten: „Ich habe Schüler in der Klasse, die von anderen Schulen zu uns gewechselt sind. Die können nicht lesen!“

In den Pilot-Schulen wie der in Ilung beginnt der Englisch-Unterricht in der zweiten Klasse, wenn die Kinder bereits auf Kom lesen und schreiben können. Die Unterrichtssprache bleibt aber auch noch in der dritten Klasse Kom. Das vierte Jahr dient dem Übergang, von da an findet der Unterricht überwiegend auf Englisch statt. Denn die Abschlussarbeiten am Ende der sechsten Klasse werden zentral für alle Schulen der Region gestellt – auf Englisch. „Die Noten unserer Schüler waren stets exzellent“, bestätigt der Schulleiter Ful Kenneth Kumatoh. „Einige überspringen in der Secondary School direkt eine Klasse, weil sie den anderen so weit voraus sind.“

In der eigenen Sprache lernten die Kinder viel leichter, analytisch zu denken, erklärt Kumatoh. Denn die grundlegenden Konzepte, zum Beispiel in der Mathematik, brächten die Kinder bereits von zu Hause mit. Wer auf

Kom zählen kann, der versteht auch schnell, wie man addiert. „Wenn sie die Konzepte verstanden haben, dann können sie sie einfach ins Englische übersetzen – oder aus dem Englischen zurück nach Kom. Dann können sie die Aufgabe viel schneller lösen, als wenn sie das Rechnen direkt in einer Fremdsprache gelernt und nie richtig verstanden haben.“

Zudem sei die Qualität des Unterrichts besser, ergänzt Godfrey. „Ein Lehrer, der im Unterricht seine Muttersprache verwendet, macht nicht so viele Fehler wie einer, der in einer Fremdsprache unterrichtet.“ Viele Lehrer in der Region würden selbst kein gutes Englisch sprechen. Dasselbe gelte für Französisch in anderen Teilen des Landes. „Wenn sie die Muttersprache verwenden, dann fördert das schnelles Verstehen und schnelles Lernen.“

Godfrey und seine Kollegen führten regelmäßig Tests durch, in denen sie die Leistungen der Kinder an den Kom-Schulen mit denen der Schüler an normalen Schulen verglichen. In den ersten drei Schuljahren schnitten die Kom-Schüler stets mehr als doppelt so gut ab wie die anderen, selbst im mündlichen Englisch. In der fünften Klasse, in der dann an allen Schulen Englisch Unterrichtsmedium war, waren die Ergebnisse der Projekt-Schulen immer noch besser, wenn auch nicht mehr so eklatant. Dennoch blieb ein entscheidender Unterschied: Die Kinder, die in den ersten drei Jahren auf Kom unterrichtet wurden, konnten zusätzlich zum Englischen ihre eigene Muttersprache lesen und schreiben. „Sie haben ihre Sprache und Kultur beibehalten“, sagt Godfrey.

Und das hat Auswirkungen über das Klassenzimmer hinaus: Wenn die Kinder nach der Schule nach Hause kommen, können sie den Eltern erzählen, was sie in der Schule gelernt haben. Die Eltern, die oft selbst kein Englisch verstehen, können Teil haben an der Bildung ihrer Kinder. „Wenn die Kinder ihren Eltern in ihrer Muttersprache etwas vorlesen, dann hören sie zu und können das Kind korrigieren, wenn es einen Fehler macht“, so Godfrey. Am Anfang seien die Eltern noch skeptisch gewesen: „Sie dachten, wenn das Kind in seiner Muttersprache unterrichtet wird, dann findet es anschließend keinen Job. Deswegen wollten sie, dass ihr Kind eine Fremdsprache lernt.“

Godfrey und seine Kollegen organisieren deshalb zahlreiche Elternabende. Sie erklärten den Müttern und Vätern, dass es für ein Kind einfacher sei, in der eigenen Muttersprache Lesen und Schreiben zu lernen. Und es ihm dann leichter fiele, die Fremdsprache zu lernen, weil es sein Wissen nur noch in die neue Sprache übersetzen müsse. Den Menschen in den Dörfern sei es wichtig, dass ihre Sprache nicht verschwindet, erzählt Godfrey. „Niemand wäre froh, wenn das Kind eines Tages aus Amerika zurückkäme und sich nicht mehr mit der eigenen Großmutter unterhalten könnte. Für die Eltern wäre das peinlich.“

Und noch einen positiven Nebeneffekt hat Godfrey bemerkt: „Der Muttersprachenunterricht hat dazu geführt, dass die Lehrer die Schüler seltener schlagen.“ Die Prügelstrafe ist noch immer eine weit verbreitete „Erziehungsmethode“ in Kamerun. Kann ein Schüler eine Aufgabe nicht lösen, droht ihm in vielen Schulen der Stock. „Wenn der Lehrer ‚Stand up!‘ sagte, dann riefen die Kinder zurück: ‚Stand up!‘“, erinnert sich Godfrey. „Wenn der Lehrer heutzutage in einer Kom-Schule ‚Stand up!‘ sagt, dann stehen die Kinder auf – weil sie verstehen, was der Lehrer sagt!“

Die UNESCO bestätigt in zahlreichen Studien, dass die Muttersprache der Schlüssel zu erfolgreichem Lernen ist. Für ihr Ziel, Bildung für alle zu ermöglichen, spielen Muttersprachen eine zentrale Rolle. Universitäten, SIL International und andere Organisationen arbeiten auch in Kamerun daran, diesem Ziel näher zu kommen. Doch die Sprachen, die tatsächlich zum Unterrichtsmedium aufgewertet wurden, lassen sich schnell an zwei Händen abzählen. Die Regierung heißt die Arbeit der verschiedenen Institutionen willkommen, viel mehr als Lippenbekenntnisse gibt es von staatlicher Seite bislang jedoch nicht. Bei mehr als 250 verschiedenen Kameruner Sprachen ist der Weg hin zu einer Situation, in der jeder in seiner eigenen Sprache lernen kann (für uns in Europa eine Selbstverständlichkeit) noch weit.

5. Neue Medikamente entdecken: Wissenschaft trifft auf Tradition

Justina Sirri ist älter als die meisten in ihrem Dorf. Wie alt genau sie ist? Um mir meine Frage zu beantworten, steht sie von dem kleinen Holzstuhl auf und verschwindet mit den Worten „Moment, lass mich meinen Ausweis holen!“ in ihrem Haus. Nur wenige alte Menschen in Dörfern wie Bafut in der Nordwest-Provinz Kameruns haben überhaupt Papiere. Die meisten von ihnen können ihr Alter nur schätzen. Justina Sirri kommt mit einer kleinen, durchsichtigen Plastiktüte zurück, fischt ihren Personalausweis heraus und hält ihn mir unter die Nase. 1941 ist sie geboren.

Die alte Dame spricht Bafut und ein wenig Pidgin. Zum Glück habe ich eine Pharmazie-Doktorandin an meiner Seite, die ebenfalls aus Bafut kommt und übersetzen kann. Ich bin mit ihr und einem Doktoranden der Biochemie in das Dorf gereist, um traditionelle Heiler zu treffen. Die Region ist bekannt für ihre Naturheilkundler, Menschen wie Justina Sirri. Sie hat nie eine Universität besucht, kann kaum lesen und schreiben, hat weder eine Praxis noch einen weißen Kittel. Trotzdem kommen selbst von weit her Menschen zu ihr, um sich von ihr behandeln zu lassen. Und ihre Apotheke beginnt gleich hinter ihrem Haus.

Bereitwillig führt uns die alte Dame herum. „Die Rinde von diesem Baum

hilft gegen Asthma“, erklärt sie. „Man kocht sie zusammen mit den Blättern von der Pflanze dort drüben ein und gibt es dem Patienten zu trinken.“ Man könne die Rinde aber auch trocknen, zermahlen und mit Palmöl mischen, das mache sie haltbar.

Aristide Kamda, der in Yaoundé seinen Doktor in Biochemie macht, ist bereits zum dritten Mal hier. Im Rahmen eines Forschungsprojekts dokumentiert er, welche Pflanzen die traditionellen Heiler in Bafut verwenden, um diverse Krankheiten zu behandeln. Dafür begleitet er Justina Sirri ins Unterholz und sammelt Proben, die er anschließend trocknet. Zurück in Yaoundé untersucht er sie im Labor auf die medizinischen Wirkstoffe, die darin enthalten sind. „Die meisten Moleküle, die in Medikamenten stecken, sind pflanzlichen Ursprungs“, erklärt er. „Die Flora in Kamerun und insbesondere in Bafut ist sehr vielfältig. Wenn wir die Medizinpflanzen in dieser Region untersuchen, stehen die Chancen gut, dass wir neue Moleküle finden, die man für die Behandlung von Krankheiten verwenden kann.“

Das Projekt der Universitäten Yaoundé und Hamburg ist interdisziplinär: Biochemiker und Pharmazeuten arbeiten zusammen mit Linguisten, die dokumentieren, wie die Pflanzen auf Bafut heißen und welche Rituale die Verabreichung der Medikamente begleiten. Denn das uralte Wissen, das von Generation zu Generation weitergegeben wird, droht, verloren zu gehen: „Die jungen Menschen zieht es in die Städte“, sagt Aristide. „Die Konsequenz ist, dass wir nach und nach unsere Muttersprachen verlieren. Und damit geht auch ein kultureller Verlust einher: Wir verlieren all das alte Wissen, das in diesen Sprachen enthalten ist – zum Beispiel das Wissen um Heilpflanzen, um die traditionelle Behandlung von Krankheiten und um die afrikanische Spiritualität.“ Deshalb sei es wichtig, dass die Wissenschaftler mit den traditionellen Heilern zusammenarbeiteten: „Sie verfügen über ein Wissen, von dem die Menschen weltweit profitieren können.“

Wie viele traditionelle Heiler es denn in Bafut gäbe, möchte ich von Justina Sirri wissen. Die meisten seien bereits gestorben, erwidert sie – vielleicht noch eine Handvoll, aber die seien alle schon jenseits der 40. Normalerweise bildet ein Heiler über mehrere Jahre seinen Nachfolger aus – doch immer weniger junge Menschen interessieren sich für den Beruf. Justina Sirri wurde noch von niemandem um eine Ausbildung gebeten. „Ich wäre überglücklich, mein Wissen weitergeben zu können“, sagt sie.

Auch Raphael Njita hat noch keinen Schüler. Seine verkrüppelten Finger und der graue Bart lassen auf sein hohes Alter schließen, aber seine Augen sind wach und sein Gang schnell und bestimmt, wenn er sich mit der Machete seinen Weg durch das Unterholz schlägt. Manchmal ist er mehrere Stunden unterwegs, ehe er die Pflanze gefunden hat, die er für ein bestimmtes Medikament benötigt. „Die Jugend ist faul“, sagt er. „Sie will sich nicht die

Hände schmutzig machen; sie will nicht durch das Gras, den Matsch und das Wasser laufen, um Heilpflanzen zu finden.“

Auch das Einkommen entspricht in der Regel nicht dem, was sich die jungen Menschen erhoffen: Die Tradition erlaube es nicht, hohe Preise zu verlangen, erklärt Raphael Njita. Für einige Medikamente gebe es feste Sätze. Bei anderen hänge es davon ab, was die Geister ihm sagten. Spiritualität spielt eine entscheidende Rolle in der traditionellen Medizin. Viele der Sude und begleitenden Rituale sollen psychische Probleme heilen – die Unterscheidung zwischen körperlichen und seelischen Gebrechen findet in diesem Sinne gar nicht statt; die Grenze zwischen dem, was wir als Wissenschaft oder als Hokuspokus bezeichnen würden, ist fließend.

Und so können einige der Pflanzen angeblich auch den Alltag etwas erleichtern: „Wenn man mit einem Anliegen zu jemandem geht und von vornherein weiß, dass diese Person schwierig ist, dann erntet man diese Pflanze hier“, erklärt uns Raphael Njita. „Wenn man bei dem Haus der Person angekommen ist, dann kaut man sie, spuckt die Blätter in die Hände und reibt sie sich ins Gesicht. Was auch immer die Diskussion mit dieser Person sein wird – sie wird so laufen, wie man es sich erhofft hat.“

Aristide Kamda hat bislang 90 verschiedene Pflanzen aus Bafut ins Labor gebracht. Eine davon sei noch nie zuvor wissenschaftlich beschrieben worden, sie hätten sie neu entdeckt, erzählt er stolz. Tripper, Hämorrhiden, Pilzinfektionen, Nieren- und Magenprobleme aber auch Unfruchtbarkeit oder Krebs – die Liste der Krankheiten, die die traditionellen Heiler in Bafut mit diesen Pflanzen behandeln, ist lang. Aristide hofft, dass sie bald auch über die Grenzen des Dorfes hinaus Leiden lindern werden.

9. Vielfalt bewahren: Ein Baum mit Potenzial

Um drei Uhr morgens wecken mich Stimmen vor dem Haus. Ich greife mir meine Taschenlampe, setze mir den Rucksack auf und geselle mich zu den Männern in die Dunkelheit. Gemeinsam laufen wir los, lassen das Dorf und die Felder hinter uns, folgen dem schmalen Trampelpfad immer tiefer hinein in den Wald. Die Männer tragen billige Hartplastikschuhe und Rucksäcke, die sie aus leeren Reissäcken gebastelt haben. Darin: Wasserflaschen, Seile, eine Machete. Ich bin am Kamerunberg, mit 4.095 Metern der höchste Berg Westafrikas und mit rund 11.000mm Jahresniederschlag der zweitregenreichste Ort der Welt. Wir haben Glück: Die Regenzeit ist gerade zu Ende, aber die kurzen Schauer lassen den Weg über die Baumwurzeln und Lavabrocken noch immer zu einer Rutschpartie werden.

Erst im Dezember 2009 wurde der Vulkan mit seinem dichten Bergregen-

wald zum Nationalpark erklärt. Rund 2.300 verschiedene Pflanzenarten gibt es hier, davon kommen bis zu 100 nirgendwo sonst auf der Welt vor. 210 Vogelarten wurden bislang entdeckt, an den Westhängen des Berges leben kleine Waldelefanten. Mich hat es wegen eines seltenen Baumes hierher verschlagen: *Prunus Africana*.

Der Baum wächst nur in Afrika, in Höhenlagen von mehr als 1.500 Metern. Das Hartholz braucht mehrere Jahrzehnte, bis es die stattliche Höhe von bis zu 34 Metern erreicht hat. Die *Prunus-Africana*-Rinde birgt Wirkstoffe gegen zahlreiche Krankheiten: Traditionelle Heiler verwenden sie unter anderem für Medikamente gegen Bauchschmerzen, Nierenprobleme, Malaria und Tripper. In der Sprache der Fulani heißt der Baum „dalehi“, was so viel bedeutet wie „Pflanze, die viele Anwendungsmöglichkeiten hat“.

In den 1960er Jahren wurde auch in Europa bekannt, dass die Rinde heilende Wirkung bei Prostata-Leiden hat. Rund die Hälfte aller Männer über 60 leiden unter einer vergrößerten Prostata – ein riesiger Markt.

2014 war ich für eine Fernsehreportage über *Prunus Africana* in Kenia. Dort, in den Aberdare-Bergen, haben die Menschen auf der Suche nach Feuerholz und Ackerflächen in den vergangenen Jahrzehnten große Teile des Waldes – und mit ihm tausende *Prunus-Africana*-Bäume – abgeholzt. Die Folge: Der Regen schwemmt den kostbaren Ackerboden weg, viele Flüsse sind ausgetrocknet. Mit Hilfe von Umweltschutzorganisationen haben die Bewohner der Region erkannt, dass Bäume für sie überlebensnotwendig sind. Viele Dorfbewohner haben inzwischen kleine Baumschulen und versuchen gemeinsam, den Wald – und mit ihm *Prunus Africana* – wieder aufzuforsten.

In Kamerun war es im Gegensatz zu Kenia nicht Rodung und Landwirtschaft, die den Baum zu einer bedrohten Art werden ließen: Hier bedeutete die Gier nach seiner Rinde, der internationale Handel, Korruption und das schnelle Geld das Ende für mehr als 100.000 Bäume. Mehr als die Hälfte der weltweit gehandelten *Prunus-Africana*-Rinde kommt von den Hängen des Kamerunbergs.

Anfang der 1970er Jahre erhielt die französische Firma Plantecam das Monopol für die kommerzielle Ausbeutung und den Handel mit *Prunus Africana* am Kamerunberg. Einige Jahre später begann das für die Forstwirtschaft zuständige Ministerium weitere Lizenzen an lokale Organisationen zu vergeben, die ihnen erlaubten, die Rinde zu ernten. Ein Wettlauf um den größten Profit begann. 1994 hielt die illegale Ausbeutung Einzug am Kamerunberg: Nicht-autorisierte Käufer bezahlten die Männer in den Dörfern am Hang des Vulkans dafür, die Rinde für sie aus dem Wald zu holen, und verkauften sie an Plantecam weiter. Vormalis eingehaltene Regeln zur nachhaltigen Ernte der Rinde fanden keine Beachtung mehr. Statt die Hälfte der

Rinde am Baum zu belassen, damit dieser weiterhin seine Blätter mit Wasser versorgen konnte und genügend Kraft hatte, die entfernte Rinde nachzubilden, schälten die Dorfbewohner komplette Bäume ab, die daraufhin vertrockneten, oder fällten die Bäume ganz, um leichter an die Rinde zu kommen. Mehr als zwei Drittel der abgeernteten Bäume starben ab.

1995 war das unkontrollierte und zerstörerische Geschäft mit *Prunus Africana* eine der wichtigsten Einkommensquellen für die lokale Bevölkerung geworden. Sie erntete jedes Jahr mehr als 3.300 Tonnen Rinde. 1999 wurde der Wert von *Prunus Africana* für die Kameruner auf 0,7 Millionen US-Dollar geschätzt – und für die Pharmakonzerne in den europäischen Abnehmerländern auf 200 Millionen US-Dollar.

Pius Ngombe erinnert sich noch gut an diese Zeit: „Viele Leute haben die Bäume einfach gefällt, weil wir um die Bedeutung nicht wussten.“ Fast sein halbes Leben lang hat der Mittfünfziger aus dem kleinen Dorf Mapanja am Kamerunberg Rinde von den *Prunus-Africana*-Bäumen geschält. Davor war er Jäger. Auf dem Weg durch den dunklen Wald erzählt er mir, wie er damals tagelang in der Wildnis gewesen ist, Fallen aufgestellt hat und manchmal sogar einen Elefanten erlegen konnte. Inzwischen ist das Wildern am Kamerunberg verboten. Aber für Pius Ngombe und die anderen Bewohner des Dorfes ist *Prunus Africana* sowieso zu einer wesentlich lukrativeren Einnahmequelle geworden.

Nach knapp drei Stunden Fußmarsch beginnt es zu dämmern. Die Vögel und Zikaden im Bergregenwald stimmen ein lautstarkes Konzert an. Vorsichtig laufen wir über ein unebenes Lavafeld. 1999 brach der Vulkan zuletzt aus, ein zwölf Kilometer langer und 500 Meter breiter Lavastrom floss hinunter bis zur Hafenstadt Limbe und stoppte nur 200 Meter vor dem Meer. Allmählich erkenne ich die Natur um mich herum. Zwischen den immergrünen Bäumen, Sträuchern, Farnen und Gräsern stehen vereinzelt kahle, tote Stämme: Die stummen Zeugen des Wettlaufs um die kostbare *Prunus-Africana*-Rinde.

„Früher standen die *Prunus-Africana*-Bäume überall im Wald und direkt hinter unserem Dorf“, erzählt Pius Ngombe. Inzwischen müssen er und seine Kollegen vier bis fünf Stunden laufen, ehe sie die wertvollen Bäume finden.

1995 nahm das Washingtoner Artenschutzabkommen CITES *Prunus Africana* in den Anhang II auf. Bei den in Anhang II gelisteten Arten ist ein kommerzieller Handel nur dann möglich, wenn der exportierende Staat garantieren kann, dass der Handel den Fortbestand der Art nicht gefährdet. Für jeden Export ist eine Ausfuhrgenehmigung notwendig. 1998 setzte die Weltnaturschutzorganisation IUCN *Prunus Africana* auf die Rote Liste der bedrohten Arten. 2007 schließlich verhängte die Europäische Union einen

Einfuhrstopp für die Rinde. Das bedeutete bis auf weiteres das Ende für die Prunus-Africana-Ernte am Kamerunberg.

„Die Dörfer, die von der Prunus-Africana-Ernte lebten, haben den Bann sehr stark gespürt“, erzählt Thomas Njunga Elive in seinem Büro an der Hauptstraße von Buea, der größten Stadt am Kamerunberg. Er ist der Chef der „Mount Cameroun Prunus Management Common Initiative Group“, kurz MOCAP. Zusammen mit einer Handvoll weiterer Prunus-Africana-Arbeiter gründete er das Unternehmen vor 15 Jahren. Sie alle kamen aus den Dörfern am Hang des Berges, mit MOCAP wollten sie besser organisiert der Konkurrenz von außerhalb entgegentreten. Der Gewinn aus dem Rindenverkauf sollte den Dorfgemeinschaften als Ganzes zu Gute kommen, so ihre Vision.

„Nach dem Importstopp waren viele Menschen arbeitslos“, erzählt Elive. „Projekte, die wir für die Dörfer geplant hatten, konnten nicht mehr umgesetzt werden.“ Dabei ist es unter anderem MOCAP zu verdanken, dass es überhaupt zu dem Importstopp seitens der EU kam. Denn Plantecam und andere Mittelsmänner brachten zahlreiche Arbeiter von außerhalb der Region an den Kamerunberg. Die lokalen Dorfgemeinschaften fühlten sich zunehmend unter Druck gesetzt und sahen, wie die Zerstörung ihres Waldes außer Kontrolle geriet. „Wir haben viele Briefe geschrieben – an die Regierung, an internationale Organisationen. Wir haben die Briefe aber nicht in der Hoffnung geschrieben, dass sie zu einem Bann, sondern, dass sie zu mehr Kontrolle führen.“

Elives Kollege Kale Litie spricht aus, was inzwischen alle in den Dörfern denken: „Ich bin froh über den Importstopp. Wenn es den Bann nicht gegeben hätte, gäbe es hier heute keinen einzigen Baum mehr.“

Nachdem der Importstopp verhängt wurde, setzten sich Regierungsvertreter, Mitarbeiter internationaler Organisationen und Vertreter der Dorfgemeinschaften – darunter auch MOCAP – zusammen und entwickelten einen Plan, wie die Rinde zukünftig geerntet werden kann, ohne dass es den Baumbestand gefährdet. Menschen wie Kale Litie wurden mit einem GPS-Gerät, Nägeln und kleinen Alu-Plaketten in den Wald geschickt. Es galt, jeden einzelnen Baum zu lokalisieren, in eine Karte einzutragen und mit einer Nummer zu versehen. Es war die erste vollständige Inventur des Prunus-Africana-Bestands am Kamerunberg. In dieser Zeit entstand auch der Mount Cameroon National Park. Nun befand sich ein Großteil der Bäume auf einmal im geschützten Gebiet.

Ende 2010 schließlich hob die EU den Importstopp auf. MOCAP bekam als einziges Unternehmen die Lizenz, im Nationalpark am Kamerunberg Prunus-Africana-Rinde zu ernten und zu verkaufen – bis zu 130 Tonnen pro Jahr.

„Das Gebiet ist in mehrere Zuordnungseinheiten unterteilt“, erklärt mir

Alphonse Liwonjo. Der 20-Jährige ist der Sohn von Pius Ngombe. Er arbeitet als Aufseher bei der Prunus-Africana-Ernte. Sein Job ist es, aufzuschreiben, welcher Arbeiter die Rinde von welchem Baum schält – und ob er es ordnungsgemäß tut. Jeder, der Prunus-Africana-Rinde ernten möchte, muss dazu ein viertägiges Training durchlaufen. „Ein Baum darf nur dann ange-rührt werden, wenn der Stamm einen Durchmesser von mehr als 30 Zenti-metern hat“, sagt Alphonse. „Unterhalb der Plakette darf die Rinde nicht entfernt werden, weil das die Wurzeln beschädigen könnte.“

Es ist halb neun Uhr morgens, als wir in der Zuordnungseinheit „Block 3“ ankommen. Fünf Stunden lang sind die Männer und ich gewandert, nun sind wir am Ziel. Zwischen dem Dickicht des Bergregenwalds ragen kerzengerade rotbraune Stämme in den Morgenhimmel, durch ihre Kronen weht ein leichter Wind und lässt die Blätter rauschen. Alphonse zeigt mir die kleine Alu-Plakette, die auf Augenhöhe an einem Nagel im Stamm hängt. Darauf stehen die Nummer des Baumes und sein Durchmesser.

Die anderen Männer verlieren keine Zeit und klettern flink mit Hilfe von selbstgebauten Tritthilfen aus Ästen und Lumpen die Bäume hinauf. Mit ihren Macheten beginnen sie, von der Krone bis zur Plakette die Rinde vom Stamm zu schälen. In rund zehn Zentimeter breiten und ein Meter langen Streifen fällt sie hinunter. An zwei Seiten wird der Stamm so kahl und glatt. Die Hälfte der Rinde, an zwei gegenüberliegenden Seiten, belassen die Arbeiter am Baum. Das garantiert, dass die Rinde noch ausreichend Wasser von den Wurzeln in die Blätter transportieren kann. Der Baum vertrocknet also nicht und hat noch genug Kraft, um die entfernte Rinde wieder nachzu-bilden. Nach vier Jahren hat sich ein Prunus-Africana-Baum so gut erholt, dass die Rinde an den anderen beiden Seiten des Stammes entfernt werden kann.

Die Arbeiter sind barfuß oder tragen völlig durchnässte Socken. Sie haben ein Stück Stoff oder Seil um den Baum geschlungen und an ihrem Gürtel befestigt, um sich zu sichern – das ist Vorschrift. Bislang habe es noch kei-ne Unfälle gegeben, versichern mir die Männer. Heute sind etwa fünfzehn von ihnen in den Wald gekommen. Das dichte Unterholz versperrt die Sicht und den Weg. Alphonse stößt ein lautes „Wuuuh-wuuh!“ aus. Als wir hören, aus welcher Richtung die Antwort kommt, schlägt er uns mit der Machete einen Pfad durch das Dickicht, bis wir beim nächsten Arbeiter angekom-men sind. Alphonse schlägt sein Notizbuch auf und notiert die Nummer, die auf der Plakette des Baumes steht, er schreibt den Namen des Mannes auf, der fünfzehn Meter höher im Baum hängt, und er inspiziert, wie dieser sei-ne Arbeit macht. Zurück im Dorf wird Alphonse seine Notizen später in ein dickes Buch übertragen, in dem die Nummern sämtlicher Bäume am Kame-runberg stehen. So lässt sich für jeden nachvollziehen, wer wann die Rinde

von welchem Baum entfernt und ob er die bestehenden Regeln beachtet hat. Betrug ist kaum möglich, denn sollte jemand von der Behörde die Angaben überprüfen und feststellen, dass sie nicht zutreffen, haften Arbeiter und Aufseher mit ihren Namen.

Ein bis zwei Bäume schält ein Arbeiter pro Tag. Die Rindenstreifen bindet er zu einem großen Bündel zusammen, das zwischen 40 und 60 Kilogramm schwer ist. Mit diesem Bündel auf dem Rücken tritt er den Heimweg an.

Als Alphonse und ich zurück in Mapanja sind, ist es 15:30 Uhr. Wir waren zwölf Stunden unterwegs. Ich bin erschöpft, obwohl ich außer meinem Rucksack nichts tragen musste. Die Männer aus dem Dorf legen ihre Bündel an einem gemeinsamen Sammelplatz ab und decken sie mit frischem Laub zu, damit sie nicht austrocknen: Die Rinde wird ihnen nach Gewicht abgekauft, für ein Kilogramm bekommen sie 200 Zentralafrikanische Franc, umgerechnet rund 30 Cent. Am nächsten Morgen werden sie wieder um drei Uhr aufstehen und in den Wald gehen. Fünf Tage die Woche ernten sie die Rinde – ein Knochenjob. Für die meisten ist die Arbeit aber lukrativer als ein Bürojob, für den sie in der Regel sowieso gar nicht ausgebildet wären. Im Durchschnitt verdient ein Prunus-Africana-Arbeiter mit der Rindenernte rund 100.000 Franc im Monat, also etwa 150 Euro. Der Mindestlohn in Kamerun liegt bei umgerechnet rund 55 Euro.

Die kleine Schwester von Alphonse schleppt von dem öffentlichen Wasserhahn die vollen Kanister zum Haus, damit wir uns waschen können. Früher hätten sie das Wasser von viel weiter weg holen müssen, erzählt ihr Vater, Pius Ngombe. Mit dem Geld, das sie mit Prunus Africana verdient hatten, konnten die Dorfbewohner die neue Wasserstelle finanzieren. „MOCAP ist eine gemeindebasierte Organisation“, erklärt Kale Litie. „Es geht uns nicht um den Profit. Das Geld, das wir verdienen, geht zurück an die Dorfgemeinschaften.“ Dafür sorgt ein spezieller Dorfentwicklungsfonds, in den ein Teil des Geldes fließt. Mit ihm werden Projekte in mehr als 40 Gemeinden am Kamerunberg finanziert: Wasserprojekte, Gesundheitszentren, Versammlungsräume, Schulen und Märkte.

Alphonse und ich drehen eine kleine Runde durch den Ort. „Die meisten Häuser, die du hier siehst, gab es früher nicht“, erzählt er. „Die Leute hatten kein Geld, um sich ordentliche Häuser zu bauen. Prunus hat dieses Dorf wirklich verändert.“ Jungen Leuten wie ihm ermöglichte das Geld die Schulbildung. Und im Gegensatz zu vielen anderen Dörfern in Kamerun leben hier nicht nur zunehmend alte Menschen: Prunus Africana hat den jungen Erwachsenen auf dem Land eine Perspektive vor Ort eröffnet. Es ziehen sogar junge Menschen aus anderen Teilen des Landes in das Dorf, um mit der Ernte der Rinde ihr Geld zu verdienen. Alphonse allerdings möchte nicht mehr lange in Mapanja bleiben. „Ich arbeite hier noch eine Weile, um

Geld zu sparen. Dann möchte ich in die Stadt und Jura studieren“, erzählt er mir.

Etwa alle zwei Monate kommt ein Lastwagen der Firma Afrimed aus der westkamerunischen Stadt Bafoussam nach Mapanja. In Anwesenheit von Vertretern des Forstwirtschaftsministeriums, der Nationalparkverwaltung und MOCAP-Mitarbeitern werden die Rindenbündel der Arbeiter gewogen und verkauft. MOCAP bekommt 550 Zentralafrikanische Franc pro Kilogramm, 200 davon zahlt es dem Arbeiter, der das entsprechende Kilo geerntet hat. Afrimed zerkleinert die Rinde und verkauft sie an die Abnehmer in Übersee.

„Das Projekt bringt allen Vorteile“, sagt MOCAP-Chef Thomas Elive. Die Ausbeutung von natürlichen Rohstoffen innerhalb eines Nationalparks sei etwas, das es nicht oft gebe. Ihr Beispiel aber zeige, dass Bewahrung und Entwicklung Hand in Hand gehen können: „Wenn hinter meinem Dorf ein Wald ist, von dem ich keinen Nutzen habe, und ich hungrig bin, dann sehe ich mich eines Tages gezwungen, in den Wald zu gehen und Dinge zu tun, die meinen Lebensstandard verbessern.“ Illegaler Holzeinschlag oder Wilderei sind häufige Probleme in Kameruner Nationalparks. „Wenn die Nationalpark-Verwaltung und die lokalen Gemeinschaften aber zusammenarbeiten, dann stellt man fest, dass der Park viel besser gemanagt wird.“

In Mapanja scheint jeder verstanden zu haben, was Nachhaltigkeit bedeutet; dass die Dorfbewohner viel länger etwas von dem bescheidenen Wohlstand haben können, den *Prunus Africana* ihnen beschert, wenn sie den Bäumen die Möglichkeit geben, sich zu regenerieren. „Wir haben verstanden, dass *Prunus Africana* sehr wichtig für uns ist und wir nicht einfach in den Wald gehen und ihn zerstören können“, sagt Alphonse.

Mit seinem Vater laufe ich über ein Feld direkt neben dem Dorf. Zwischen den Yamspflanzen und Bananenstauden stehen *Prunus-Africana*-Bäume. Vor mehr als 20 Jahren haben Pius Ngombe und andere Dorfbewohner sie hier angepflanzt. Das Hartholz wächst sehr langsam, doch inzwischen haben die Bäume eine Größe erreicht, die es erlauben würde, die Rinde abzuschälen. „Unsere Eltern haben uns diese Bäume vermacht“, sagt Pius Ngombe. „Und so müssen wir sie auch unseren Kindern überlassen. Wir können nicht einfach in dieser Generation alles zerstören.“

Noch rührt niemand die Bäume auf den Feldern an, denn die Lizenz, die MOCAP besitzt, gilt nur für Bäume innerhalb des Nationalparks. Die selbstgepflanzten Bäume sind aber bereits mit einer Plakette versehen worden, die Anträge für die neue Lizenz liegen beim Ministerium und bei CITES. „Wir hoffen, dass wir in wenigen Wochen grünes Licht bekommen werden und auch die Rinde von den Bäumen aus den Pflanzungen ernten können“, sagt Kale Litwe.

Bislang gibt es noch keine kommerziellen Prunus-Africana-Plantagen. Es ist sicherlich in erster Linie der langen Wachstumsphase der Bäume geschuldet, dass die Rinde ausschließlich aus der Wildnis kommt. Langfristig könnten Plantagen dabei helfen, den Druck auf die Bergwälder Afrikas zu verringern. Und für die Männer in Mapanja würden sie acht bis zehn Stunden weniger Fußmarsch am Tag bedeuten. In Kenia hatte ich 2014 eine Testplantage besucht. Biochemiker untersuchten dort, ob die Wirkstoffe, die aus der Plantagen-Rinde gewonnen wurden, genauso gut sind wie die der Bäume in den Wäldern. In Kamerun hofft MOCAP auf einem weiteren Grund darauf, die Rinde der Bäume auf Privatland bald ernten zu dürfen: Das Unternehmen könnte für den Verkauf neue Konditionen aushandeln. Der Schlüssel dazu findet sich in Bokwaongo, dem Heimatdorf von Kale Litwe.

Das heißt, der Schlüssel findet sich zunächst nicht. Ich muss meinen Besuch verschieben, weil der Mann, der ihn angeblich verwahrt, nicht zu Hause ist. Schließlich taucht er dann doch noch auf und Kale Litwe kann das Vorhängeschloss an der Tür des Holzhauses öffnen. Die Halle ist leer, bis auf eine chinesische Häckselmaschine. Es ist schon fast ein Jahr her, dass Kale Litwe sie zum letzten Mal angeschmissen hat und es dauert eine Weile, ehe sie in ein lautes Tuckern verfällt und schwarze Dieselwolken ausstößt.

Seit 2007 steht die Maschine hier, angeschafft mit Hilfe des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen. MOCAP wollte die Rinde selbst häckseln, doch dazu kam es wegen des Importstopps nie. Im Vertrag mit Afrimed ist festgelegt, dass die Rinde aus dem Nationalpark von MOCAP am Stück weiterverkauft wird – deswegen kam die Maschine auch nach der Aufhebung des Banns nie zum Einsatz. Die Rinde aus der Plantage eröffnet MOCAP nun ganz neue Möglichkeiten: „Wenn wir die Rinde selbst weiterverarbeiten und ins Ausland verkaufen würden, könnten wir doppelt so viel Geld dafür bekommen“, sagt Kale Litwe. Einen Abnehmer für die gehäckselte Rinde hat MOCAP auch schon gefunden: Sie soll nach China gehen.

MOCAP-Chef Thomas Elive denkt bereits weiter: „Warum sollten wir die Rinde nur häckseln und verkaufen? Meine Vision ist es, eines Tages eine kleine Fabrik aufzubauen, in der wir bereits die Wirkstoffe aus der Rinde extrahieren, so wie Plantecam es damals gemacht hat.“ Elive gerät ins Schwärmen: „Unser Ziel wäre dann erreicht, wenn wir anfangen, die Medikamente selbst in den Dorfgemeinschaften herzustellen. Dann, würde ich sagen, ist unser Traum wahr geworden. Das Rennen geht also noch weiter! Wir sind noch nicht einmal bei der Hälfte angekommen.“

10. Identität zwischen Geschichte und Realpolitik

„Ich habe mir immer gewünscht, in Deutschland Chemie zu studieren“, sagt Sinclair Jontzo. Seit neun Monaten besucht der 18-Jährige einen Deutschkurs am Goethe-Institut in Yaoundé. Der Kurs ist Voraussetzung für das Studentenvisum – eine der wenigen Möglichkeiten für Kameruner, legal nach Deutschland einzureisen. Sinclair Jontzo hat bereits seine Zulassung: Im Februar will er nach Gießen ziehen. Warum gerade Deutschland? „Dort hat man die Möglichkeit, Praxis und Theorie zusammen zu lernen. Und der Abschluss wird weltweit anerkannt.“

Es sei seit den 90er Jahren so etwas wie eine Modeerscheinung, begründet vor allem durch die hohe Arbeits- und Perspektivlosigkeit im eigenen Land, berichtet Margit Djiango, die Leiterin der Sprachabteilung am Kameruner Goethe-Institut. Rund 3.000 junge Menschen drücken hier jedes Jahr die Schulbank. Am Goethe-Institut wird neben Grammatik und Vokabular auch ganz praktisches Wissen zum Alltag und zum Leben im deutschsprachigen Raum vermittelt. Angefangen bei „In Rostock sagt man ‘Tach’ und in der Schweiz ‘Grüezi mitnand’“, bis hin zu Merkels Rolle in der Flüchtlingspolitik.

In Deutschland gibt es keine Studiengebühren (mehr) und es ist im Gegensatz zu anderen Ländern leicht, parallel zum Studium zu jobben. Das macht das Land für Kameruner attraktiv. Im Moment sind rund 6.000 kamerunische Studenten an deutschen Universitäten eingeschrieben, mehr als aus jedem anderen afrikanischen Land südlich der Sahara.

Kamerun war von 1884 bis 1916 deutsche Kolonie und bis heute ist Deutsch Wahlpflichtfach an der Sekundarschule – rund 230.000 Schüler lernen unsere Sprache im Moment. Daneben gibt es zahlreiche private Institute, die, wie das Goethe-Institut, Deutschkurse anbieten. Deutsch, Deutschland und die Deutschen haben in Kamerun einen sehr guten Ruf. Die deutsche Kolonialzeit wird, ganz im Gegensatz zu der nachfolgenden Verwaltung durch die Franzosen und die Engländer, regelrecht glorifiziert.

„Die Brücken, die die Deutschen vor mehr als hundert Jahren gebaut haben, stehen immer noch!“, höre ich auf meiner Reise häufig. Es stimmt, dass Deutschland Kamerun Infrastruktur gebracht hat: Brücken, Straßen, Eisenbahnen, Schulen, Krankenhäuser, Kirchen und Friedhöfe. Die blutigen Kapitel der deutsch-kamerunischen Geschichte, die niedergeschlagenen Aufstände der Einheimischen, deren Unterjochung, werden hier nicht unterrichtet, beziehungsweise möchte man nicht wahr haben. Ohne Deutschland hätten wir bis heute keinen Fortschritt, würden bis heute in Strohütten ohne Strom und Transportmöglichkeiten leben, lautet die weitverbreitete Argumentation. Alle Übel der Kolonialzeit, all die Unterdrückung und Ausbeu-

tung, werden den Franzosen zugeschrieben. Sie hätten kaputt gemacht, was die Deutschen aufgebaut haben, sie seien nicht an den Menschen, sondern nur an den natürlichen Ressourcen im Land interessiert gewesen.

Buea, Hauptstadt der Südwest-Region, war ab 1901 Verwaltungssitz der deutschen Kolonie. Der Gouverneur Jesko von Puttkamer ließ sich ein Schlösschen bauen, in dem heute Kameruns Präsident Paul Biya residiert, wenn es ihn alle paar Jahre einmal nach Buea verschlägt. In zahlreichen Häusern, die noch aus deutscher Kolonialzeit stammen, sind mittlerweile Behörden untergebracht. Die deutsche Bausubstanz ist beliebt und geschätzt in Buea. Mit Geldern der Deutschen Botschaft wurde jüngst der alte deutsche Friedhof restauriert. Hier ruhen ein Bezirksleiter, ein Sekretär, ein Maurer, ein Unterzahlmeister in der Kaiserlichen Schutztruppe. Kaum einer wurde älter als 30 Jahre.

Im ersten Weltkrieg besetzten britischen Truppen Buea, ab 1919 war die Stadt Sitz der britischen Mandatsverwaltung. „Die Deutschen haben den Leuten damals gesagt, dass sie wiederkommen werden“, erzählt mir mein Stadtführer. „In den Dörfern gibt es heute noch alte Menschen, die fragen, wann das denn endlich passiert.“ Auch er ist überzeugt davon, dass die Deutschen der Stadt nur Gutes getan, dass sie dem Land viel mehr Entwicklung gebracht hätten als die Engländer oder die Franzosen: „Wenn die Deutschen hier geblieben wären, dann wäre Buea jetzt wie London oder Berlin!“

Es wirkt schizophren: Das Image Frankreichs ist bei den meisten Kamerunern sehr schlecht; viele werfen dem Land vor, die Politik Kameruns bis heute zu kontrollieren und nur an den Rohstoffen des Landes interessiert zu sein. Neokolonialismus heißt das Schlagwort, mit dem sie sich ihre wirtschaftliche Misere erklären. Gleichzeitig sagen sie offen und ehrlich, dass sie sich die deutsche Kolonialherrschaft zurückwünschen. Dahinter stecken ein zum Teil verklärtes Bild der eigenen Kolonialgeschichte und die Hoffnung, von einem wirtschaftlich starken Deutschland verwaltet selbst an die Vorzüge eines entwickelten Landes zu gelangen. Geld für Infrastruktur, Jobs, Industrialisierung, gute Autos, fließendes Wasser und schnelles Internet – der Wunschzettel der kamerunischen Bevölkerung an die deutsche Regierung ist lang.

Dahinter steckt in der Regel die Unzufriedenheit mit der eigenen Regierung. In den 33 Jahren seiner Amtszeit hat Präsident Biya ein System aufgebaut, das seine Absetzung im Grunde unmöglich macht: Armee und Geheimdienst sind gut ausgerüstet und anständig bezahlt, sodass sich der Frust über die Regierung dort in Grenzen hält. Um auf Nummer sicher zu gehen, hat Biya zwei Elitetruppen aufgebaut. Sollte ihm eine davon eines Tages die Loyalität verweigern, ist sichergestellt, dass die andere den Aufstand schnell wieder niederschlägt.

Und auch gegen Rebellionen aus der Bevölkerung heraus sichert sich Biya ab: Im riesigen Verwaltungsapparat sind Menschen aller Regionen vertreten. Für den Staat zu arbeiten, heißt, in den Genuss von öffentlichen Geldern zu kommen. Und von denen darf man für sich und sein privates Netzwerk natürlich etwas abzwacken.

„Die Leute versprechen sich von diesen Netzwerken mehr als vom Staat“, sagt Uwe Jung, der die Bibliothek des Goethe-Instituts leitet und sich seit vielen Jahren mit der Geschichte und der Politik Kameruns beschäftigt. Die Netzwerke seien mit Schuld daran, dass in Kamerun gar nichts vorangehen könne. So müssten beispielsweise Perspektiven für die frustrierte Jugend geschaffen werden, damit diese nicht eines Tages gewalttätig wird. Aber: „Selbst wenn es einen Jugendminister gäbe, der sich für Programme einsetzen würde, die jungen Menschen zum Beispiel Firmengründungen erleichtern – er könnte das überhaupt nicht umsetzen“, so Jung. „Seine Angestellten sind alle in ihre Netzwerke eingebunden. Wenn sie nun über Ressourcen verfügten, dann bekämen sie direkt aus diesen Netzwerken den Druck, Teile dieser Ressourcen an sie umzuleiten. Denn diese Ministerien sind ja keine Ministerien, sondern Pfründe-Verwaltungsstellen.“

Paul Biya habe es geschafft, ein Klientelismus-System aufzubauen und taktisch und strategisch so zu handeln, dass er immer noch an der Macht ist, fasst Jung zusammen. „Leute, die ihm gefährlich hätten werden können, wurden entweder korrumpiert oder ausgeschaltet.“

Angst um seine Macht musste Biya zuletzt in den 1990er Jahren haben. Bei den ersten freien Wahlen im Jahr 1992 erhielt Biyas ärgster Konkurrent, der aus dem anglophonen Bamenda stammende John Fru Ndi von der Sozialdemokratischen Front (SDF), 36 Prozent der Stimmen – Biya bekam 41 Prozent. Die Opposition sprach von Wahlfälschung, bei Protesten gegen die angenommenen Manipulationen wurden mehr als 1.000 Oppositionelle verhaftet, inklusive Fru Ndi. Die Wahlen 1997 und 2004 gewann Biya unter anderem deshalb, weil er vorher Oppositionelle einsperren ließ. 2008 ließ Biya die Verfassung ändern, sodass er bei den Wahlen im Oktober 2011 wieder antreten konnte.

Viele Kameruner scheinen inzwischen resigniert zu haben, oder sie haben sich arrangiert. Bis heute fühlen sich jedoch die Menschen im anglophonen Teil Kameruns diskriminiert – sehr viele, mit denen ich sprach, forderten offen eine Abspaltung vom Rest des Landes. „Wenn du den falschen Nachnamen hast, bekommst du keinen Job. Wenn du im frankophonen Teil unterwegs bist, dann grüßen dich die Leute in den Geschäften nicht“, beschwerte sich ein Taxifahrer in Buea, der Hauptstadt der anglophonen Südwest-Region. Und dass sich die Straße nach Bamenda in der Nordwestregion – die Hochburg der anglophonen Opposition und immerhin viertgrößte Stadt des

Landes – seit Jahrzehnten in einem katastrophalen Zustand befindet, schreiben dort auch viele der Boshaftigkeit der Regierung in Yaoundé zu.

Die offensichtlichste Konfliktlinie im Land scheint tatsächlich entlang der alten, kolonialen Grenze zu verlaufen. Im Gegensatz zu anderen afrikanischen Staaten wäre es in Kamerun schwer, Menschen anhand von ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit gegeneinander aufzuhetzen. Es gibt keine dominanten kulturellen oder sprachlichen Gruppen, die einen ausreichend großen Teil der Bevölkerung hinter sich vereinen könnten. Die enorme ethnische Vielfalt im Land trägt also dazu bei, dass Kamerun friedlich bleibt.

Glaube ist in Kamerun Privatsache, der Staat ist laizistisch, Kirchen stehen neben Moscheen – die religiöse Toleranz im Land ist beispielhaft. Rund 70 Prozent der Kameruner sind Christen, gut 20 Prozent Muslime. Viele Kameruner hängen zudem – manchmal auch gleichzeitig – afrikanischen Religionen an.

Interkulturelle und interreligiöse Ehen sind keine Seltenheit. In Bamenda lernte ich einen Schulleiter kennen, der ursprünglich aus dem Dorf Fundong stammt und Kom ist. Seine zweite Frau, deren Familie ursprünglich aus Nordnigeria kommt, ist Hausa und muslimisch. Um sie heiraten zu können, konvertierte er zum Islam. Wenige Monate bevor ich ihn traf, hatte seine Tochter aus erster Ehe geheiratet. Es gab drei Festakte: Die traditionelle Kom-Hochzeit, die standesamtliche und schließlich die kirchliche Trauung – sie ist im Gegensatz zu ihrem Vater Christin.

Die Menschen, die ich traf, waren stolz auf ihre Herkunft, die Verbundenheit mit dem Geburtsort ist groß. „Mein Dorf“ und „Mein Dialekt“ sind elementare Bestandteile ihrer Identität, selbst wenn es heißt „Mein Dorf ist Yaoundé“ oder „Mein Dialekt ist Pidgin.“ Kamerun ist ein bilinguales Land – diese offizielle Darstellung, die sich auf die Amtssprachen bezieht, hat jeder Kameruner verinnerlicht und spricht deshalb von seiner Muttersprache als Dialekt, ohne es abwertend zu meinen. Jeder scheint zu wissen, wo sein Platz ist – und bleibt gleichzeitig offen gegenüber Menschen anderer Herkunft. Auf ihr friedliches Miteinander sind die Kameruner sehr stolz. „Wir sind alle Brüder und Schwestern“, hieß es oft. „Wir sind alle Kameruner“ hingegen selten – im anglophonen Teil fast nie. Aber sich mit dem Staat zu identifizieren, müsste wahrscheinlich auch bedeuten, sich mit dem politischen System, was ja diesen Staat ausmacht, zu identifizieren. In diesem System steckt man entweder drin, oder man ist froh, wenn man möglichst von ihm in Ruhe gelassen wird. Das Vertrauen in die Polizei, die Behörden oder staatliche Sozialversicherungssysteme ist jedenfalls extrem gering.

Was wird passieren, wenn Paul Biya eines Tages nicht mehr Präsident sein wird? Er sei amtsmüde, heißt es, er bleibe nur noch an der Macht, weil

ihn sein Nachfolger sonst möglicherweise vor Gericht bringen und er seinen Lebensabend im Gefängnis oder zumindest unter Hausarrest verbringen würde. Aber Biya ist 83 Jahre alt. Es liegt in der Natur des Menschen, dass das System Biya in absehbarer Zeit zusammenbrechen wird. Drohen dann, wenn die Menschen um ihre Netzwerke, um ihre Pfründe bangen müssen, latente Konfliktlinien aufzubrechen? Das habe ich auf meiner Reise viele Menschen gefragt. Die Meinungen hierzu gehen weit auseinander und es ist auch immer noch mit einem gewissen Tabu behaftet, über dieses Thema zu reden.

Kamerun birgt enorme Schätze – kulturell, ökologisch und ökonomisch. Viele dieser Schätze erhalten von staatlicher oder auch wissenschaftlicher Seite bislang wenig bis keine Aufmerksamkeit. Dabei bergen sie ein riesiges Potenzial, das dem Land bei seinen Ambitionen, bis 2035 ein Schwellenland zu sein, von großem Nutzen sein kann. Seien es lokale Heilpflanzen, die für einen internationalen Markt interessant sein könnten; seien es Millionen von Kindern, die Armut und Analphabetismus entkommen könnten, wenn sie durch Einsatz ihrer Muttersprache lesen und schreiben lernten; oder sei es ein umfassendes Archiv traditioneller Musik, das hilft, das eigene kulturelle Erbe in Zeiten der immer schneller fortschreitenden Globalisierung zu bewahren. Es bleibt zu hoffen, dass der Frieden und die Vielfalt im Land genutzt und nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden.